

Im ersten Brief des Apostels Petrus findet sich ein alter Christushymnus, in dem unter anderem von Christus gesagt wird: „Er hat keine Sünde begangen...“ (2,22) Das 4. Hochgebet hat diese Aussage aufgegriffen, wenn es dort von Jesus heißt: „Er hat wie wir als Mensch gelebt, in allem uns gleich außer der Sünde.“

Diese Selbstverständlichkeit, dass Jesus ohne Sünde ist, die wird heute allerdings durch das Evangelium ein wenig angekratzt. Denn das, was sich Jesus da gegenüber dieser kanaanäischen Frau leistet, das ist schon ein starkes Stück.

Erst ignoriert er sie und ihr Anliegen völlig; dann erteilt er auch seinen Jüngern eine Abfuhr, als die ihn drängen, dieser Frau doch zu helfen, damit sie Ruhe gibt; und schließlich leistet er sich auch noch eine heftige Beleidigung, wenn er diese Frau mit einem Hund vergleicht, der damals üblichen Bezeichnung für Heiden, und ihr damit das Recht abspricht, von ihm überhaupt Hilfe erwarten zu dürfen. Wenn das keine Sünde ist?

Auch wenn Jesus seine Meinung dann doch noch revidiert und dieser Frau hilft, so steht dennoch diese verletzende Verweigerung im Raum. Hatte Jesus einen schlechten Tag? Stößt er mit seiner Verkündigungstätigkeit vielleicht an seine physischen und psychischen Grenzen? Und warum überliefert der Evangelist überhaupt eine solche Panne?

Solche Fragen drängen sich auf. Dennoch geht es hier um etwas völlig anderes, um etwas, das allerdings so gar nicht in unser gewohntes Jesus-Bild passen will. Denn hier begegnet uns ganz überraschend ein Jesus, der lernt!

Vor allem auf dem Hintergrund der gewohnten Vorstellung, dass Jesus als Sohn Gottes von Anfang an mit der vollen göttlichen Weisheit ausgestattet sein muss, ist ein solcher Lernvorgang eigentlich undenkbar. Doch dabei wird ignoriert, dass die Menschwerdung des Gottessohnes eine Erniedrigung bedeutete: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich.“ (Phil 2,6f)

In der Konsequenz bedeutet das aber, dass auch für einen Jesus nicht immer und sofort klar war, was sein Vater von ihm will. Der Wille Gottes war auch für ihn etwas, das sich manchmal erst langsam und allmählich herauskristallisierte. Dafür brauchte er nicht nur die vielen Stunden in der Stille, in der Einsamkeit, von denen die Evangelien immer wider berichten, sondern auch solche Erfahrungen, wie er sie heute im Evangelium machte.

War Jesus anfangs noch voll und ganz davon überzeugt, dass er – ganz entsprechend der jüdischen Tradition – vom Vater ausschließlich für Israel gesandt war, so lernte er gerade durch die Begegnung mit dieser kanaanäischen Frau, dass sein Vater von ihm offensichtlich mehr will, dass sein Sendungsbereich viel größer und weiter ist.

Damit macht Jesus auf etwas aufmerksam, was so auch unverändert für alle gilt, die ihm nachfolgen. Wenn Jesus den Willen seines Vaters herausfindet, indem er in der Stille konkret gemachte Erfahrungen daraufhin durchleuchtet, was der Vater ihm damit mitteilen will, dann ist das auch für uns eine beachtenswerte Vorgehensweise. Was Gott von uns will, was er mit jedem Einzelnen von uns, was er mit seiner Kirche vorhat, das steht nicht einfach ein für alle mal und unveränderlich fest, sondern bedarf dieser ständigen Offenheit für solche Erfahrungen, wie sie heute bei Jesus so überraschend deutlich erkennbar geworden ist.

Die Kirche machte in ihren Anfängen intensiv von dieser Vorgehensweise gebrauch, denn sie stand vor einer Fülle von völlig neuen Herausforderungen: Wie organisiert man die wachsenden Gemeinden? Braucht man Ämter, und wie müssen diese aussehen...? Dabei spielte das gemeinsame Hören auf das, was der Herr will, das Suchen danach, ob er vielleicht bereits in irgendeiner Form bereits zu verstehen gegeben hat, was er will, eine ganz entscheidende Rolle.

Oder ein Thema, das damals viel Unruhe verursacht und den Evangelisten sicher auch deshalb veranlasst hat, ausgerechnet diese Szene in ein Evangelium für seine vorwiegend judenchristliche Leserschaft aufzunehmen, das war die Frage, wie man mit Heidenchristen umgehen soll, mit Christen, die vom Judentum doch gar keine Ahnung haben. Besonders beim ersten Apostelkonzil in Jerusalem, bei dem dieses Thema auf der Agenda stand, wird diese Art, den Willen Gottes herauszufinden, besonders deutlich sichtbar (vgl. Apg 15)

Mit dieser Methode, den Willen Gottes zu entdecken, ist eine große Offenheit für Neues, ja eine regelrechte Neugier verbunden. Doch in dieser Offenheit steckt auch eine Gefahr: Aus der Sicht des Neuen wird gerne in ausgesprochen arroganter Weise das Alte als falsch und schlecht abgetan. Dabei wird großzügig ignoriert, dass diese Alte damals zu seiner Zeit eben genau das Richtige war, so dass sich jede nachträgliche Verurteilung verbietet.

Genau das macht auch die Schwierigkeit mit dem heutigen Evangelium sichtbar. Jesus verhält sich nämlich zunächst genau so, wie es dem Stand seines damaligen Wissens entsprach. Und das ist keine Sünde, das war für ihn definitiv der Wille Gottes. Doch gleichzeitig ist hier auch seine erstaunliche Offenheit zu erkennen, als er völlig überraschend in dem Glauben dieser Frau den Willen seines Vaters für etwas Neues entdeckt.

Heute ist es geradezu modern geworden, mit der Wissen der Gegenwart scheinheilige und vernichtende Urteile über die Vergangenheit zu postulieren, und das vor allem dann, wenn man diese und die damaligen Hintergründe oft nicht einmal richtig kennt; denn das wäre ja eine Arbeit, und die ist viel zu mühsam. Dabei wäre heute der Zugang zu Informationen leichter als jemals zuvor.

Deshalb zeugt es von einer unerträglichen und naiven Überheblichkeit, ungeprüfte, absichtlich unvollständige oder gar falsche Fakten von böartigen Dummschwätzern einfach andächtig nachzubeten.